

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Benigna. Eine Dorfgeschichte von Berthold Auerbach

[urn:nbn:de:bsz:31-337713](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337713)

## Benigna.

Eine Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

Es war am Sonntag nach Pfingsten. Auf den weiten Feldgebieten wogte die Saat, und am Hang blühte die wilde Rose. Auf dem schmalen Fußweg, der durch das Roggenfeld getreten war, begegneten sich ein junger Mann und ein Mädchen. Sie hielten an. Beide ragten fast um Haupteslänge über die hohen Halme hinaus, und beide waren schön. Der Jüngling, von breiter, mächtiger Gestalt, die Jungfrau, die den breitgeränderten groben Strohhut am Arme trug, war hellfarbig, rosigen Antlitzes, die Stirne von mächtigen Flechten umrankt, die hellblauen schelmischen Augen, Form und Farbe des Antlitzes, alles so anmutend, daß es eine Freude war, darauf zu schauen.

Das Mädchen nickte lächelnd, der junge Mann reichte zögernd die Hand.

„Guten Morgen, Jörg! Was hast du?“ sagte das Mädchen. „Heut ist mein Namenstag, und du gibst mir noch nicht einmal ein gutes Wort?“

„Dein Namenstag?“ Ja, du bist zur schönsten Zeit auf die Welt gekommen, aber die Rosen stehen auch.“

„Wem ist denn was geschehen?“

„Meine Mutter hast du ins Herz gekränkt!“

„Ah bah!“ lachte das Mädchen, und ihr Lachen war voll übermüt, ihre schönen Zähne glänzten, ihre Augen leuchteten, und im ganzen Gesicht bildeten sich außer den Grübchen in den Wangen, überall kleine Ducker, als ob hundert Augen auf einmal aufgingen.

„Nimm die Sache nicht so leicht,“ sagte der Jüngling. „Du weißt vielleicht gar nicht mehr, was du getan hast?“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„So will ich dir's noch einmal erzählen,“ fuhr der junge Mann fort. „Du bist gestern drunten auf unserer Hammerschmiede gewesen und hast deine Arbeit abgeliefert, und da hat der Sammler zu dir gesagt: „Schau einmal die alte Frau, und da hast du gesagt: „Pui Teufel, so eine möchte mir drei Schritt vom Leibe bleiben!“ und noch viel böse, schlimme Worte hast du gesagt, spöttische, giftige. Du hast nicht gesehen gehabt, daß es meine Mutter ist? Sag doch nein!“

„Nein!“

„Aber wie sie dir dann zugerufen hat: Ich wünsche dir, daß du in deinem Alter auch einmal so verspottet wirst! — Da hast du doch gemerkt, daß es meine Mutter ist? Sie ist leider Gottes verwachsen, und beim Kohlentragen kann sie eben auch nicht aussehen, wie wenn es zum Tanz ginge. Aber wie du sie erkannt hast, warum bist du dann nicht auf sie zugegangen und hast gesagt: Verzeihet mir, ich hab euch nicht gemeint?“

„Ich hab eben keine Lust dazu gehabt.“

„Aber der Zorn hat ihr natürlich böse Worte eingegeben auf dich. Aber was hast du darauf getan? Du hast dem Inspektor gesagt, er solle ihr eine Prise geben, du wolltest doch auch einmal sehen, wie so eine Vogelscheuche nießt, und hast noch dazu gelacht.“

„Jetzt hab ichs genug! Ich lache, wo ich will, und wann ich will, und über wen ich will. Geh mir aus dem Weg, sonst muß ich da die Ähren niedertreten.“

Jörg stellte sich an die Seite und Benigna ging an ihm vorüber. Er schaute nieder auf den Boden. Plötzlich, als ob er gerufen worden wäre, schaute er auf. Benigna ging ihres Weges fort durch das Kornfeld. Er ging ihr nach, bis er aus den hohen Ähren heraustrat. Am Feldrain bei der hohen Haselstaude blieb er stehen; hier hatten sie sich zum erstenmal ihre Liebe bekant. Er glaubte, sie müsse sich noch einmal umwenden und ihm zurufen: Sei mir nicht böse! Aber sie ging davon und schaute nicht um, und er meint, ihr Antlitz zu sehen, wie sie lächelt und dabei denkt: ich weiß, daß du mir nachschaust und mir gern nachrennen möchtest, denn ich bin die schöne Benigna.

Und ja, schön war sie, es kann nicht genug gesagt werden, wie schön sie war, und sie wußte es auch, denn die Menschen konnten sich nicht enthalten, es ihr immer zu sagen; wenn sie es nicht mit Worten taten, so sprachen es ihre Blicke. Die ganze Welt lachte Benigna an, und sie, sie lachte die ganze Welt aus.

Benigna zeigte sich aber wenig, sie war fleißig bei ihrer Arbeit. Sie war Weißtöcherin. Die in der angrenzenden Schweiz und auch schon im Land befindlichen Fabriken geben die vorgezeichneten Mustern von Vorhängen, Taschentüchern und dergleichen in die Dörfer, und die Arbeit, die Benigna ausführte, hatte immer noch etwas, was mehr war, als die vorgezeichneten Muster angaben; etwas von ihrer eigenen Schönheit schien auf die Arbeiten überzugehen.

Benigna, die die Eltern schon längst verloren hatte, lebte bei einer älteren Base und hatte ein selbständiges Wesen und eine so natürliche Herzlichkeit, daß ihr alles huldigte und untertan war; Widerspruch erfuhr sie nie. Man hatte ihr oft zugeredet, nach der Stadt zu gehen, sie werde dort ihr Glück machen, aber sie hatte keine Lust dazu; die Schönste in dem kleinen Dorf zu sein, bei einem Tanze, bei einer Schlittensfahrt als die natürliche Königin zu erscheinen, war ihr vollauf genug. Dazu hatte sich seit der letzten Kirchweih im Herbst ein entschiedenes Liebesverhältnis zwischen ihr und dem Hammerschmied Jörg gebildet, der auch der einzige war, der eigentlich zu

ihr paßte, an Gestalt und männlicher Schönheit wenigstens.

Jörg war der einzige Sohn einer alten Witwe, die verwachsen und gebrechlich, dennoch keine Arbeit scheute; sie tat Handlangerdienste auf der Hammer Schmiede, und die ohnedies nicht anmutende Gestalt, dazu noch mit Lumpen bedeckt und vom Kohlenstaub geschwärzt, hatte Benigna zu jener Neckerei gereizt, die wir eben vernommen.

Sie dachte keinen Augenblick daran, daß man eine Kränkung lange nachtragen könne, hielt sie ja selbst keine Schmeichelei fest, schlug alles in den Wind und freute sich der Stunde. Die Mutter Jörgs war aber schon bei Beginn dem Verhältnis abhold gewesen. Stundenlang konnte sie ihrem Sohn vorjammern, daß er sich das größte Elend auflade, wenn er sich eine so überaus schöne Frau nehme, und noch dazu eine, der man täglich siebenmal sagen solle, wie schön sie sei; er werde es erfahren; wenn er mit seiner Frau einst irgendwo hinkomme, werde er nicht aus dem Arger und Mißtrauen herauskommen, denn es werde ihn immer verdrießen, wenn alles mit ihr schön tue; jetzt sei sie freilich noch brav, man könne ihr nichts anderes nachsagen, als sie halte die ganze Welt zum Narren; wer könnte aber dafür stehen, was noch Böses daraus würde?

Natürlich achtete Jörg nicht auf diese Griesgrämlichkeiten, obwohl er seine Mutter sonst immer hoch in Ehren hielt. Nun aber war geradezu eine Kränkung der Mutter eingetreten, und jetzt bat sie ihn mit aufgehobenen Händen, nicht um ihretwillen — obgleich sie auch dazu das volle Recht habe —, sondern um seinetwillen, Benigna aufzugeben.

„Ein Wesen, das das Alter nicht achtet, wird auch den Mann nicht achten.“ Schärft sie ihm wiederholt ein, „denk, du tust einmal was, das ihr nicht ansteht, oder du wirst einmal krank, dann läßt sie gleich ganz von dir und kümmert sich nicht um dich.“

Jörg suchte seine Mutter zu beruhigen, es gelang ihm nicht.

Am Abend blieb er länger als sonst zu Hause; er dachte immer, Benigna wird kommen, um seiner Mutter ein gut Wort zu sagen. Er nahm sich fest vor, nicht zu ihr zu gehen, sie nicht eher anzusehen, als bis sie von selbst um Verzeihung gebeten hatte; es ist ihre Schuldigkeit.

Als er aber immer länger vergebens wartete, überlegte er, daß sie vielleicht nicht allein kommen wolle, sie wartet, daß er sie zur Mutter herbegleite. Die alte Brigitta merkte wohl, was mit ihrem Sohn vorging, und suchte ihn zu bestärken, daß er sich nur einmal ein par Tage überwinde, dann werde er die Sache los sein.

Jörg stand am Gartenzaun und leise summt er das Lied: „Im Sommer, im Sommer, im Sommer da ist die schönste Zeit, da blühen die Rosen im Garten, Soldaten marschieren zum Streit!“ Als jetzt die Mutter nach Hause ging,

rannte er davon, als hätte er das Beste versäumt und müsse es schnell einholen. Er kam zu Benigna, sie lächelte ihm zu. Sie hatte gewußt, daß er keinen Tag von ihr lassen kann, und als er nun von der Kränkung der Mutter anfang, bat sie ihn, die altbackene dumme Geschichte zu lassen, und sie wußte ihn so zu bezaubern, daß er wieder ganz glücklich war.

Die Mutter ging viele Tage traurig umher und sprach kein Wort. Jörg drang mit aller Kraft in Benigna, nur ein einzig mal zu seiner Mutter zu gehen und sie mit ein paar Worten um Verzeihung zu bitten; aber Benigna beteuerte, das tue sie nie.

„Aber wenn ich nun von dir lasse?“  
„Das tust du ebensowenig, als ich um Verzeihung bitte.“

Und sie hatte recht. Jörg konnte aber den still verborgenen Groll seiner Mutter nicht ertragen, und er zwang sich zu einer Lüge, die er für erlaubt hielt. Eines Tages berichtete er seiner Mutter, Benigna bitte sie tausendmal um Verzeihung, sie könne nur nicht zu ihr gehen, sie habe einmal die absonderliche Art. Die Mutter sollte doch einmal zu ihr, und sie werde sehen, wie gut die Benigna sei. Zu Benigna sagte er, wie gut seine Mutter gegen sie dachte. Benigna nickte.

Die alte Brigitta kam und sagte zu Benigna, die am Stidrahmen saß: „Ich verzeih dir, und verzeih du mir auch, daß ich dir gewünscht habe, du sollst auch einmal so verspottet werden, wie du mich verspottet hast. Es soll beides nicht gesagt sein.“

„Ja, ja, es soll gut sein,“ erwiderte Benigna und biß auf einen Faden, um ihn einzufädeln; aber als Brigitta ihr die Hand darbot, sticht sie schnell weiter. „Du bist schön, das muß jeder bekennen,“ sagte Brigitta, „darf ich dir was sagen?“

„Warum nicht?“  
„Schau, ich bin nie schön gewesen, ich kann mir aber doch denken, wie das ist.“  
„So? Und wie ist's denn?“

„Eine Freude muß es sein, eine große. Aber wenn du immer daran denkst, dann mein ich, kann dir's nicht gut gehen; du meinst dann immer, man muß dir was Besonderes tun, weil du schön bist.“

Noch viel Herzbewegendes sprach die Alte zu Benigna und diese schloß endlich.

„Ja, ja, werd' mir's merken.“

Als aber Brigitta fort war, stellte sie sich vor ihren Spiegel — sie hatte sich einen ziemlich großen angeschafft — und schaute lächelnd hinein, grüßte sich und war überaus glücklich mit sich selber.

Der Herbst kam heran, Jörg und Benigna wurden in der Kirche aufgeboden. Als man beim Ausgang der Kirche der alten Brigitta Glück wünschte, dankte sie stumm, und doch hatte sie nur eine Ahnung davon, konnte aber nicht genau wissen, daß Benigna darauf bestanden hatte,

Jörg die Weiße Wort verlor ihn gebe daß endl „Be

Herz  
wenn  
zen i  
Mal  
du m  
D  
res  
Kirch  
Freu  
rige  
sie k  
sie in

versäumt  
n zu Be-  
wußt, daß  
ls er nun  
at sie ihn,  
n, und sie  
eder ganz

um Ver-

en Groß  
wang sich  
t. Eines  
igna bitte  
nur nicht  
onderliche  
ihr, und  
sei. Zu  
gegen sie

Benigna,  
dir, und  
icht habe,  
eben, wie  
nicht ge-

Benigna  
aufäbeln;  
stidte sie  
jeder be-  
s sagen?"

kann mir

ge. Aber  
ich, kann  
mer, man  
hön bist."  
e Alte zu

e sich vor  
ziemlich  
nd hinein,  
mit sich

Benigna  
man beim  
ta Glüd  
te sie nur  
ht genau  
en hatte,

Jörg müsse seine Mutter zu ihrer Schwester geben, die einige Stunden entfernt auf einem kleinen Weiler wohnte; aber Jörg hatte mit beweglichen Worten auseinandergesetzt, daß er das nie tue, er verlasse seine Mutter nicht, bis der Tod sie von ihm nehme, und zur Base könne er sie nicht geben, denn dort sei ein so unordentliches Haus, daß die Mutter verkomme. Benigna willigte endlich ein, aber mit schelmischem Ton sagte sie: „Weißt du, warum ich einwillige?“

aus der Tasche holte. Jörg hatte nun die schönste Frau im Umkreis, und war er früher einer der besten Arbeiter in der Hammerschmiede, so schien jetzt noch eine neue Kraft in ihm. Wenn er da stand, mit nacktem Arm, den großen Hammer schwingend, und hinter ihm, vom Blasbalg angefaßt, das große Feuer aufloberte, er das glühende Eisen herausnahm, und es wieder und wieder auf den Ambos hämmerte und mit den Genossen zum Takt sang, während sie die mächtigen Hämmer



Auf der Landstraße. Von Reich.

„Weil du mich gern hast und auch ein gutes Herz hast.“

„Ich hab dich gern, aber ich kann nicht leiden, wenn die Menschen immer von ihren guten Herzen reden. Ich willige ein, weil du zum ersten Male so gescheit gewesen bist, nicht zu drohen, daß du mich verlässest, denn das kannst du doch nicht.“

Die Hochzeit wurde gehalten, und ein schöneres Paar stand noch nicht am Altar der Dorfkirche, als Jörg und Benigna. Alles war voll Freude, nur Mutter Brigitta verwand ihre traurige Stimmung nicht; beim Hochzeitsmahl genoß sie keinen Bissen; später, als getanzt wurde, saß sie in einer Ecke und aß ein Stück Brot, das sie

schwangen. — es war eine Freude, Jörg vor allen zu sehen.

Im Hause war aber ein unwirscher Ton. Die Mutter klagte dem Sohn, daß Benigna sich gar nie für etwas, das sie tue, bedanke, und sie arbeite doch wie eine Magd, ja wie zwei Mägde; Benigna aber ließe sich bedienen, als müsse das so sein. Jörg tröstete! Benigna sei eine Stiderin, die sich nicht im Hausgeschäft umtun könne, sonst sei sie ja ungeschickt zur feineren Arbeit; aber die Mutter behauptete wieder, Benigna könne doch einmal sagen: es ist recht so, Mutter! oder: das habt Ihr gut gemacht! Ja, sie beteuerte, daß Benigna noch immer einen Ab-

sehen vor ihr habe. „Ich fürcht', ich fürcht',“ klagte die Mutter, „deine Frau wird nicht gut und lind, bis einmal ein groß Unglück über sie kommt, und ein Unglück, das über sie kommt, kommt doch auch über dich.“

Venigna dagegen hatte stets über die Mutter zu klagen, und Jörg hatte vielen schweren Kummer. Er verehrte seine Mutter und liebte seine Frau über alle Maßen. Eine Herbeheit in Venigna trat aber jetzt immer schärfer hervor, und vor allem tränkte es Jörg, wenn man über Land ging zu einem Besuch, zu einer Lustbarkeit, zu einem Fest der Liedertafel, die die Hammerschmiede unter sich errichtet hatten, daß da Venigna durchaus nicht duldete, daß die Mutter mitginge, und wo sie sich vor einem Menschen zeigte, ließ sie sich die Huldigungen nicht nur gefallen, sondern sie stellte es sogar darnach an, daß man solche ihr darbringen mußte.

Wenn Jörg sie darüber zur Rede stellte, sagte sie, das sei seine Mutter, die ihn dazu aufreize, und wenn sie dann über seine Hartherzigkeit weinte, war er untröstlich und bat sie um Verzeihung, damit sie nur wieder gut und beiter sei.

So verging ein Jahr. Die Mutter klagte und Venigna klagte und Jörg tröstete sich und sie, daß alles besser werde, wenn einmal ein Kind im Hause sei.

Die Mutter, die seine Verdrossenheit sah — Venigna kümmerte sich nichts darum — sagte ihm, daß sie versuchen wolle, zu ihrer Schwester zu ziehen, aber er solle seiner Frau nichts sagen, daß sie fort wolle, denn wenn sie dann wieder käme, müsse sie neu untertänig sein, habe es um so schlimmer; Jörg versprach's, und in den Tagen, da die Mutter abwesend war, herrschte Lachen und Heiterkeit in dem Häuschen Jörgs; die ganze Fülle ihrer Zaubermacht übte Venigna an ihrem Mann, und er erschraf nur einmal, als sie sagte: „So könnten wir immer leben, wenn deine Mutter nicht mehr da wäre.“

„Du meinst, nicht mehr im Haus, aber bei ihrer Schwester?“

„Freilich, freilich,“ sagte Venigna schnell und machte eine erzwungen freundliche Miene.

Zum ersten Male erschien Jörg das schöne Antlitz seiner Frau verzerrt, dennoch — er konnte sich nicht Rechenschaft geben warum, aber er tat's — verriet er seiner Frau die Absicht seiner Mutter, nicht mehr wiederzukehren, und jetzt trat ein Frohlocken in ihr Antlitz, daß er die Tasse Kaffee, die sie ihm eingeweiht hatte, nicht an den Mund führen konnte, als hätte ihr böser Blick das Getränk vergiftet. Er bezwang sich aber, und während sie noch beim Frühstück saßen, kam die Mutter.

Jörg empfing sie herzlich und er war doppelt innig, da er sich der Schuld bewußt war, sie verraten zu haben. Er winkte seiner Frau, sich nichts merken zu lassen und ging nach der Hammerschmiede.

Als Venigna mit der Mutter allein war und diese eben den Kaffee trinken wollte, sagte Venigna: „Schwiegermutter, Eure Ziege nehmt Ihr aber gleich mit.“

„Meine Ziege? Warum?“

„Ihr tut ganz geschickt, daß Ihr Eure zurückgelassenen Sachen holt und künftig bei Eurer Schwester wohnt.“

Mutter Brigitta sah sie groß an und setzte die Tasse Kaffee wieder ab, verließ die Stube und ging auf ihre Kammer; erst am Mittag sah Venigna nach ihr; sie fand sie auf ihrem Bette weinend und händerringend. Venigna gab ihr nicht viel gute Worte und sagte nur, sie müsse zum Essen in die Stube, sie schide ihr nichts herauf. Als Venigna mit dem kleinen Mädchen, das sie zu Handlangerdiensten ins Haus genommen hatte, am Tisch saß, sah sie die Mutter, mit der Ziege am Seil, schwankenden Schrittes das Haus verlassen.

„Soll ich sie rufen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Nein, sie kommt schon wieder.“

Die Mutter wollte hinab zur Hammerschmiede, um ihrem Sohn zu klagen, was er ihr angetan, daß er sie bei seiner Frau verraten; aber am Berge setzte sie sich nieder und sprach in die Ziege hinein, wie sie zu beneiden sei, weil sie keine Schwiegertochter habe; dann aber bat sie Gott, daß er sie möge hier sterben lassen, ehe sie ihrem Sohn eine böse Ehe mache.

Sie wartete, bis Jörg kam, und von ihm geführt, ging sie wieder ins Haus, als ob nichts geschehen wäre.

Wochen und Monate vergingen. Im Hause Jörgs war es still, nur manchmal sagte er zu seiner Frau, es schien ihm, daß die Mutter immer mehr von Kräften käme. Venigna zuckte die Achseln.

„Ich fürchte, daß sie bald stirbt.“

„Es ist in der Regel so, daß alte Leute sterben,“ erwiderte Venigna. „Weib,“ fuhr Jörg auf, „sei doch nicht so gottlos.“

„Ich bin gar nicht gottlos, ich wünsche mir nur, daß ich sterbe, bevor ich alt und verhungert bin, so in der Welt herumlaufen, und man hat selbst keine Freude mehr, und die Menschen haben auch keine Freude mehr, wenn sie einen sehen, da ist's besser, man ist gar nicht da!“

„Ich nehme dir solche Rede nicht übel, du hast deine Mutter nicht gekannt,“ erwiderte Jörg.

„Du solltest dich an meinen Stidrahmen setzen und ich sollt' ein Hammerschmied sein; ich glaub', du bist ein Schneider und nicht ein Hammerschmied,“ so schloß Venigna.

Mutter Brigitta konnte sich schließlich nicht mehr aufrecht halten und sank auf's Krankenlager. Eines Tages rief sie Jörg zu sich und sagte ihm, er solle ihr ehrlich sagen, ob Venigna ihn damals wirklich beauftragt habe, sie um Verzeihung zu bitten; er gestand, daß es nicht

geschehen sei. „Dann ist's gut,“ sagte die Mutter nun. „dann ist alles gerecht.“ Weiter ließ sie sich zu keinem Worte bringen.

Jörg sagte seiner Frau, daß die Kränkung von damals noch seiner Mutter auf dem Herzen laste, sie solle das damals Versäumte jetzt nachholen. Aber Benigna lachte ihn aus, daß er jetzt noch mit so alten Geschichten käme; mit ihrem ganzen Übermut suchte sie ihn dahin zu bringen, daß er sich den Lauf der Natur nicht so zu Herzen nehmen solle, für alte Leute sei es das Beste, wenn sie sterben.

Jörg sagte ihr, daß, wenn sie so bliebe, sie ihn dahin bringe, daß er von ihr weg und in die weite Welt ginge. Benigna lachte ihn aus und sagte:

„Und wenn du bis an den Haselberg gekommen, kehrtst du wieder um, du kannst nie von mir fort.“

Jörg ließ die Schwester seiner Mutter kommen, und der Sohn und die Schwester waren dabei, als sie starb; sie sprach kaum mehr ein Wort in den letzten Tagen, und Jörg drückte ihr die Augen zu.

Er kam in die Stube seiner Frau und sagte ihr, daß das Letzte eingetreten sei. Sie wendete sich ab und schaute durch das Fenster. Dann wendete sie sich zu ihm und fuhr ihm mit der zarten Hand über das Gesicht und sagte:

„Du bist in den letzten Tagen um zehn Jahre gealtert. Halt' dich doch aufrecht, ich hab' keinen so alten Mann.“

In der Erinnerung Jörgs erwachte ein Wort, das ihm einst die Mutter gesagt: Würde diese Frau, die jetzt in dieser Stunde an solches denkt, ihn lieben und pflegen, wenn er alt und gebrechlich würde? Er drückte den bösen Gedanken nieder und sagte:

„Jetzt tue mir nur eines, du hast ihr das, was du im Übermut getan, nicht von der Seele nehmen können, solange sie gelebt hat, jetzt tue mir die Liebe, geh' hinauf und bitt' es der Toten ab und sieh ihr ins Gesicht, das ist so engelsmild.“

„Ich geh' nicht hinauf, ich will keine Toten sehen, ich kann keinen Toten sehen; es soll mich auch kein Mensch mehr ansehen, wenn ich tot bin.“ Jörg mochte drängen und beschwören, so viel er wollte, Benigna betrat die Totenkammer nicht. Die ganze Nacht saß Jörg bei der Leiche seiner Mutter, und bis zum Wahnsinn verfolgte ihn der Gedanke, daß er nur noch warten wolle, bis die Mutter begraben sei, dann wolle er seine Frau verlassen, und bei dem Gedanken, daß er sie verließ, trat ihm immer wieder ihre ganze Schönheit vor die Seele, und wie sie ihn so glücklich gemacht und immer wieder machen kann.

Die Glocken läuteten, Mutter Brigitta wurde zu Grabe getragen. Jörg stand mit den Verwandten in der Stube, Benigna hatte die schwarze Florhaube aufgesetzt und jetzt — er wußte selbst nicht, warum sich sein Blick wendete, — sah er, wie Benigna in den Spiegel schaute, und es

schien, daß sie mit zufriedener Miene sich zunichte, denn die Trauerleidung stand ihr gut. Seine Fäuste ballten sich und es war ihm, als müßte er zwei Menschen zertrümmern, dort das Spiegelbild und hier das lebendige, und zwischen hinein krampfte es ihm wieder das Herz zusammen, daß er in solcher Minute solche Gedanken habe, und er hat gewiß falsch gesehen, wie kann ein Mensch in solcher Stunde an seine Schönheit denken? Da hörte er, wie Benigna zu ihrer Base sagte: „Stech mir da oben noch eine Stednabel, daß mir der Flor nicht so ganz die Stirne zubeckt.“ Alles krampfte sich in Jörg zusammen, und er fiel stöhnend zu Boden. Man richtete ihn auf und zwei Männer mußten ihn führen, daß er dem Sarge seiner Mutter folgen konnte.

Als ihm Benigna zuredete: „Jörg, wie siehst du aus? Sei ein Mann, fasse dich,“ da war's ihm, als schlugen plötzlich alle Hämmer auf den Kopf, so gellend und hart klang ihm jetzt die Stimme. Er ging hinter der Leiche seiner Mutter und vor ihm tanzte in der Luft das schöne Antlitz seiner Frau, das ihm ein ewiges Gespenst; ihre Schönheit ist ihm verhaßt, und er wird sich nie mehr ihrer erfreuen. — Er nahm sich vor, seine Gedanken nur auf den Tod seiner Mutter zu heften. Aber hinein in die Gedanken selbst sprang immer wieder das schöne Luftgebilde, und er sah es doppelt, er sah es im Spiegel, er sah es lebendig.

Man kehrte vom Begräbnis heim. Jörg saß mit seiner Frau, der Schwester und anderen Verwandten am Tisch und aß, aber mit keinem Blick wendete er sich nach seiner Frau, und er erzitterte im Herzen, so oft er ihre Stimme hörte.

Die Nacht brach herein, er ging in die Kammer seiner Mutter, und dort saß er auf ihrem Bette und hielt das Gesicht in beiden Händen. Benigna kam mit einem Licht zu ihm.

„Mach das Licht aus!“ schrie er ihr entgegen.

„Warum?“

„Ich will dich nicht sehen! Ich kann dich nicht sehen! Mach das Licht aus!“

„Sei doch nicht so närrisch,“ suchte Benigna zu trösten. „Du wirst sehen, wie frei und heiter wir jetzt wieder leben, wir zwei allein.“

„Wir zwei allein? Mit dir allein? Die Tote steht zwischen uns,“ schrie Jörg, ging auf sie zu, riß ihr das Licht aus der Hand und warf es auf den Boden, daß es erlosch. „Du hältst an nichts und ich auch nicht mehr,“ rief er im Finstern.

„Ich glaub', du bist verrückt,“ entgegnete Benigna.

„Ich könnte es werden; also auch der Tod meiner Mutter hat dich nicht geändert? Ich habe mir freilich auch viel vorzuwerfen, ich habe ihr oftmals Unrecht gegeben. Also dich ändert nichts?“

„Ich wüßte nicht, was ich an mir ändern sollte; ich gefalle mir so, wie ich bin und habe dir auch so gefallen und allen Leuten.“

Gut, bleib' dabei, aber so viel Verstand hab' ich noch, daß ich weiß, mit dir kann ich nicht mehr leben, fort von dir muß ich, und du kannst dir allein deine Schönheit im Spiegel angucken und kannst dir von anderen Leuten sagen lassen, wie schön du bist; vor meinen Augen bist du ein Drache. Ich gehe fort von dir."

"Du, fort von mir? Du weißt wohl eine Schönere in der Welt draußen?"

"Schön! Schön! Ist denn schön sein alles?"

"Reich ist auch schön, aber das bin ich leider nicht. Geh, komm, sei gescheit, komm mit in die Stube."

"Nie mehr mit dir. In die weite Welt gehe ich."

"So sag' ich dir ade und wünsche dir glückliche Reise!"

Mit diesen Worten verließ Benigna die Kammer und ging in die Stube. Nach einer Weile sah sie ihren Mann mit einem Stod in der Hand das Haus verlassen; er stand, wo der Fußweg in die Straße einmündete, eine Weile still. Sie wollte ihm noch einmal zurufen, aber sie sagte sich, daß sie genug getan habe und sich ihr ganzes Ansehen vergebe, wenn sie noch nachgiebiger sei. Der Jaudernde hörte das Fenster aufmachen, er sah einen breiten Lichtstrahl aus dem Fenster zu sich auf die Straße fallen, er schritt über den Lichtstrahl hinweg, hinein in die schwarze Nacht.

Benigna sah allein und sprach in das Licht hinein: "Er kommt bald wieder, wenn er sich in der freien Luft ein bißchen die Glausen ausgelassen hat."

Stunde um Stunde verging. Jörg kam nicht zurück. Plötzlich wurde es ihr ängstlich in dem Haus, aus dem man heute die Leiche hinausgetragen und das nun der Mann verlassen hatte. Sie ging zu ihrer Base, wo sie ehemals gewohnt, aber als sie dahin kam, sah sie, daß kein Licht mehr brannte; sie lehrte um und dachte: es ist besser, sie verrät es nicht, und niemand weiß, daß die schöne Benigna je eine Stunde von ihrem Mann verlassen wurde. Mitten auf ihrem Weg ging es ihr auf, wie sehr er sie geliebt und noch liebte. Wie kann er je von ihr lassen.

Sie eilte ins Haus zurück, er ist gewiß schon zurück und ist in Sorge wegen ihrer Abwesenheit. Sie kam heim, es war aber niemand da. Sie wollte nicht zu Bette gehen, sie wollte warten, bis er kommt. Aber droben war das Al verschüttet, hier nur noch ein wenig, und das Licht verlösch vor ihren dreinstarrenden Augen, und sie sah in der dunklen Nacht, bis der Tag erwachte. Der Tag kam, aber Jörg nicht.

Sie sah in den Spiegel und wunderte sich über das fremde verwahrloste Gesicht, das sich ihr zeigte; mit frischem Mute wusch und putzte sie sich nun, und setzte sich an die Arbeit. Aber über dem Stidrahmen schloß sie ein, erst von dem Besuch ihrer Base wurde sie geweckt. Auch ein Nebengesell Jörgs kam und fragte, ob dieser noch

länger feiern wollte, es sei jetzt drängende Arbeit. Benigna antwortete, ihr Mann sei in Familienangelegenheiten verreist; er käme heute abend oder morgen früh wieder.

Der Abend kam, der Morgen kam, und von Jörg zeigte sich keine Spur. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate. Benigna zeigte sich nicht im Dorfe. Sie arbeitete am Tage und in der Nacht weinte sie, weinte sie unaufhörlich.

Im Dorfe ging allerlei Gerede, warum Jörg verschollen. Als aber Jahr um Jahr verfloß, dachte man seiner kaum, und Benigna war fast nicht mehr zu erkennen, so versallen sah sie aus. Sie, die Schöne, einst viel Bewunderte, wurde jetzt kaum mehr angesehen. Es wurde viel gesprochen und übertrieben von den Mißhandlungen, die sie der Mutter Jörgs angetan, und erst als es hieß, Benigna werde erblinden, wendete sich ihr wieder Mitleid zu.

Benigna erblindete, und die Base verwendete ihre jammervolle Erscheinung, die nun gebeugt und abgehärmt war, zu einem ausgiebigen Bettel. Sie führte sie weit in der Gegend in den Dörfern umher und stellte sie als eine mitleidswerte, vom Manne verlassene Frau dar, die einst so schön gewesen, und nun unglücklich und hilflos war.

Benigna hörte dies immer geduldig an und sprach kein Wort.

So war ein Jahrzehnt und mehr vergangen. Die Base starb und Benigna war nun doppelt verlassen.

Es war im tiefen Winter. Der Schnee knarrte unter den Füßen der Männer, die nach dem Rathaus des Dorfes gingen. Die Gruppe, die auf der Straße dahinwandelte, vergrößerte sich immer mehr und mehr und man hörte die Leute miteinander reden:

"Ein schöner Spaß ist's . . ."

"Mag schon sein, aber mir gefällt er nicht."

"Eine verlassene blinde Frau, öffentlich versteigern."

"Sie liegt der Gemeinde zur Last."

So ging es hin und her.

Das Dorf gehörte zu den ärmeren, es hatte nur wenig Ackerland, und dies war zum hauptsächlichsten Teil im Besitz dreier Großbauern. Die Einwohner bestanden der Mehrzahl nach aus Steinmehlen, Kohlenbrennern und Hammerschmieden. Man hörte vom Tal herauf das große Werk pochen und hämmern, und eine breite Rauchsäule stieg an den beschneiten Felsenbergen hinan zum klaren Himmel auf.

Ein Mann in verwahrlostem Anzuge, hinter welchem drein man die leisende Stimme einer Frau hörte, kam von einem einsam unweit der Straße an der Berglehne stehenden Häuschen zu der Gruppe der Wandelnden.

"Korbhans, willst du die Benigna ins Haus nehmen?" wurde er gefragt.

"Ich möcht schon, aber meine Frau will nicht."

W  
chen  
rief:  
wenn  
"A  
and  
zeiger  
Ro  
Sie k  
viele  
anfin  
Endli  
Verfa  
Geme  
in ein  
Fraue  
da un  
Kinn  
klamm  
"E  
der B  
Geme  
meind  
Beste  
lohn i  
zusam  
heit z  
und  
Fraue  
haupt  
Es  
Geme  
den  
Wort,  
ein G  
Sahe  
Lohn  
"An  
der R  
"Ja  
Seiten  
"W  
Blind  
die T  
"De  
"Am  
komm  
Drach  
Der  
chen k  
Dun e  
meister  
sagen.  
End  
und d  
"Zu  
lange  
und se  
"W  
"De

Während er noch sprach, kam ihm ein Mädchen von etwa sieben Jahren nachgerannt und rief: „Vetter, die Base zündet das Haus an, wenn ihr die Benigna heimbringt.“

„Jetzt mußt du's gerade tun,“ befehlen die anderen Männer, „du mußt ihr den Meister zeigen.“

Korbhans ging etwas zaghaft zu den anderen. Sie kamen auf das Rathaus. Hier waren schon viele Männer, die noch, bis die Verhandlung anfang, ihre Pfeifen auf dem Flur austauchten. Endlich kam der Gemeinbediener und berief die Versammelten in die große Ratsstube. Der Gemeinderat saß am Tisch und nicht weit davon in einer Ecke, in sich zusammengelauert, saß eine Frauengestalt, mit allerlei Tüchern umhüllt, die da und dort in Fäden herabhingen; sie stützte das Kinn auf beide Häuste, die einen Krüdstock umklammerten.

„So fangen wir in Gottes Namen an,“ begann der Bürgermeister. „Da sitzt die Benigna. Die Gemeinde ist arm, und wer zu dem, was die Gemeinde für ihren Unterhalt bezahlt, nicht das Beste dazu tun kann, daß er sich einen Gotteslohn daraus mache, eine verlassene Witwe — die zusammengelauerte Gestalt stöhnte auf — „mit Gutheit zu pflegen, der soll sie nicht zu sich nehmen; und besonders wär's gut gewesen, wenn eure Frauen mitgekommen wären, denn darauf kommt's hauptsächlich an, wie die Frau gegen sie ist.“

Es wurde nun eine Summe genannt, die die Gemeinde für den jährlichen Unterhalt der Blinden bezahlen wolle, aber niemand rebete ein Wort, da die Fraae gestellt wurde, wer sie um ein Geringeres nähme; denn jeder, der auf die Sache eingehen wollte, zog natürlich den höheren Lohn vor.

„Am das, was angelegt ist, nehm ich sie,“ rief der Korbhans.

„Ich auch,“ — „ich auch,“ hieß es von anderen Seiten.

„Wer hat da zuerst gesprochen?“ fragt die Blinde ein ihr nahestehendes Mädchen, es war die Tochter des Schulmeisters.

„Der Korbhans,“ erwiderte das Mädchen. „Am Gotteswillen, wenn Ihr nur nicht zu dem kommt; seine Frau ist ärger als ein feuriger Drache!“

Der Blinden entfiel ihr Krüdstock; das Mädchen hob ihn auf und gab ihr solchen wieder. Nun ein schnelles Hin- und Herbieten, die Schulmeisterstochter hatte nicht Zeit, der Blinden zu sagen, wer jetzt geboten hatte.

Endlich blieb es nur noch bei einer Stimme, und der Gemeinbediener rief.

„Zum ersten — zum zweiten,“ er machte eine lange Pause — „zum dritten Male!“ rief er und schlug mit dem Hammer auf den Tisch.

„Wer hat mich?“ fragte die Alte.

„Der Korbhans,“ erhielt sie zur Antwort.

„Komm her, Hans, gib mir deine Hand, ich habe deine Mutter gut gekannt und auch die Mutter von deiner Frau.“

Die Gemeinderäte alle erstaunten, da die Benigna plötzlich sprach. Ein Großbauer mit einer mächtigen Nase glaubte auch etwas sagen zu müssen und ermahnte:

„Ja, Benigna, komm uns nur nicht mit Klagen! Jetzt bist du einmal versorgt, und jetzt hab' Geduld, die Gemeinde tut mehr als sie kann. Und sei dankbar!“ schloß er, und streckte seine Nase den anderen Gemeinderäten zu, die sollten bezeugen, wie er zu reden verfehe.

„Jetzt kommt mit,“ sagte der Hans. „Wo habt Ihr Euer Bett?“

„Beim Schulmeister,“ antwortete Benigna, „und auch eine kleine Truhe.“

Das Mädchen geleitete die Alte noch eine Strecke Weges, aber als man an die Berglehne kam, wo die Dorfkinde in Schlitten den Berg herabzuführen, konnte Benigna auf dem Glatteis nicht mehr weiter kommen.

„Nehmt mich um den Hals,“ sagte Hans, und bückte sich nieder, „so trag ich Euch auf dem Rücken den Berg hinauf.“

Er trug die Benigna auf dem Rücken hinauf in sein Haus. Die Kinder jubelten über den lächerlichen Aufzug, aber die Schulmeisters-tochter sagte ihnen, daß da nichts zu lachen sei. Es ist brav von Korbhans,“ hieß es.

Unterwegs sagte er zu Benigna:

„Meine Frau zankt ein bißchen gern, kümmert Euch nichts drum; wenn sie genug gezankt hat, hört sie schon von selber auf. Und was Ihr habt, sagt Ihr nur mir, ich will schon für Euch sorgen bis an Euer Ende.“

Korbhans hatte die Überzeugung, die viele im Dorfe teilten, daß Benigna irgendwo einen geheimen Schatz verborgen habe; es war nicht lauter Gutheit, warum er zu Benigna so wohlwollend war, er hoffte durch Zutraulichkeit ihr das abzuloden.

„Ja, ja, sagte die Alte auf seinem Rücken, „ich werde dir schon alles mit Gutem vergelten.“

Hans lächelte vor sich hin, das heißt doch wohl so viel als: sie hat einen Schatz.

Er trug Benigna in seine Stube. Niemand war da als das kleine Kind, das gröblend ausrief: „Pui Teufel! Jetzt kriegen wir auch noch eine alte Here!“

Hans setzte Benigna auf die Bank, die Krüde entfiel ihr, das kleine Kind nahm sie schnell auf und rief: „Die leg' ich ins Feuer, dann kannst du nicht vom Plage und kannst mir nichts antun, du wüßte Here!“

Das Kind lief nach der Küche und warf die Krüde ins offene Herdfeuer, aber Hans rettete sie noch schnell.

Die Frau stand am Herdfeuer und sagte: „Du kannst für sie sorgen, ich hab' sie nicht gewollt.“



„Du wirst schon gut gegen sie sein. Geh' wenigstens hinein und sag ihr, daß du böß sein willst.“

„Du meinst, das kann ich nicht?“

Sie ging in die Stube und sagte: Man wisse von alten Zeiten her, was Benigna verstehe; sie hätte gewiß Hans durch allerlei verleitet, aber sie sei nicht der Narr, noch eine verborbene alte Blinde zu pflegen. Zuletzt fragte sie Benigna, warum sie sich noch nicht umgebracht habe.

„Weil ich noch leben muß, um besser zu werden, wie du auch.“

Die Frau verließ die Stube und Benigna saß allein. Sie hörte nichts als ein Poltern mit der Ofengabel im großen Kachelofen; die Frau schien ihren Anmut an dem Ofen auslassen zu wollen, und draußen in der Küche rief es: „Alle Kinder verspotten mich, weil ich jetzt die blinde Heze werden führen müssen. Aber ich tu's nicht, keinen Schritt.“

Das Kind kam in die Stube und klagte vor sich hin, daß es sich die Hände beim Schlittensfahren erfroren habe.

„Dann geh' nicht gleich an den Ofen,“ rief Benigna.

„So, bist du auch da?“ rief das Kind, „du hast's gut, du weißt nicht, wann Nacht ist.“

„Ist schon Nacht?“ fragte Benigna.

„Ja freilich.“

Benigna ließ durch das Kind der Frau sagen, sie könne ihr vielleicht beim Zuriichten des Abendbrotes helfen; sie könne Kartoffeln schälen und auch Brot einschneiden. Das Kind ging hinaus, und draußen hörte man lachen. Als das Kind wieder hereintam, bat Benigna, es möge ihr sagen, wie der Hausrat in der Stube stehe, damit sie nirgends anstoße. Das Kind erklärte alles; als aber Benigna jetzt hinausgehen wollte, stellte es ihr einen umgelegten Stuhl in den Weg, daß sie darüber stolperte und niederfiel; es verließ lachend das Zimmer und Benigna tastete sich wieder an der Bank zurück.

Korbhans hatte Benigna seiner Frau überlassen und war ins Wirtshaus gegangen mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Frau schon gut werden müsse, wenn sie sähe, daß die Sache nun einmal nicht zu ändern sei. Erst nach mehreren Stunden kam er und brachte das Bett der Benigna. Es wurde ihr in die Dachkammer gerüstet wo auch das Kind schlief. Benigna fragte das Kind, ob es auch ein gutes Bett habe. Das Kind war widerwillig und erklärte, daß sie das nichts angehe; aber Benigna tastete an dem büßtigen Bettchen umher und merkte, wie armselig es bestellt war, sie nahm von ihren eigenen Rissen und deckte das Kind damit zu; das Kind ballte die Faust im Zorn gegen die Heze, ließ sich aber ihre Müßiggangigkeit doch gefallen und schlief halb ein.

Das Kind rief einmal im Schlafe: Mutter! Benigna schauderte zusammen. Sie hatte nie

Mutter gerufen und hatte nie so gerufen sein wollen. Sie seufzte in der stillen Nacht und fragte sich in die winterkalte Luft hinein, wie lange sie noch in Nacht und Elend leben müsse, bis der Tod sie erlöse.

Während Benigna in der Dachkammer wachte, sprach der Korbhans mit seiner Frau und redete ihr zu, Benigna ja recht gut zu behandeln; es sei sicher, daß sie draußen bei der hohen Haselstaude einen Schatz vergraben haben müsse, sie habe sich von der verstorbenen alten Margret oft dahin führen lassen, und wenn man sie nun gutmütig behandle, werde sie ihren Wohltätern den Schatz bezeichnen und sie reich machen. Die Frau erwiderte, daß Benigna, wenn sie einen Schatz habe, sich wohl nicht hätte versteigern lassen; aber Hans behauptete, das hätte sie absichtlich getan, sie sei ja immer eine Absonderliche gewesen, und er habe es ganz sicher von seiner Schwester, der es die verstorbene Base mitgeteilt, daß Benigna da draußen noch ein Geheimnis habe. Die Frau ließ sich zuletzt etwas belehren, auch ihr leuchtete jetzt ein, daß Benigna einen Schatz habe, sie hatte sich ja früher viel verdient und später viel erbettelt.

Der Tag erwachte. Die Frau kam und führte Benigna die Treppe herab in die Stube. Benigna nickte, es wird schon besser gehen, die Bosheit hat nicht über Nacht standgehalten.

Das Kind aber wollte nicht mit Benigna aus einer Schüssel essen; Hans wollte es dafür strafen, aber Benigna bat, das nicht zu tun und sagte, sie sei schon satt.

„Ih du nur allein,“ wendete sie sich zu dem Kinde. „Nicht wahr, Babi heißest du? Ich habe auch ein Schwesterchen gehabt, das so geheißt hat, es ist jung gestorben.“

Das Kind war erschreckt von dieser Güte und sah Benigna grimmig an, denn auch in ihm regte sich etwas Besseres, und das Erste in dieser jungen, aber schon verborbenen Seele war Zorn auf das Bessere, das sich in ihr regte.

Benigna wußte, daß dies ein verlassenes Kind war, das stündlich von jedermann als Aderlast angesehen wurde; seine Mutter, eine Schwester der Frau des Korbhans, diente in der Hauptstadt.

Benigna verstand gut zu spinnen, und sie spann vom Aufwachen bis zum Schlafengehen. Korbhans und seine Frau nidten zufrieden. Benigna war keine Störung, sie verdiente mit dem Spinnen fast ihre ganze Nahrung, und die Beisteuer der Gemeinde war fast reiner Gewinn.

Diese Abereinstimmung war seit langer Zeit die erste und einzige zwischen den beiden Eheleuten, denn sonst war immer nur Zank und Haber, es war immer nur Not im Hause, und über die leere Krippe schlagen sich die Pferde, heißt es im Sprichwort.

Korbhans, der zumal im Winter wenig zu tun hatte, lag plaudernd da und dort umher, und die

Frau zur U  
gerade  
vor B  
einmal  
Welt  
euch,  
beiein  
— als  
gewisse  
Kor  
an der  
sonder  
Jetzt n  
er sah  
oft mi  
ging j  
logar  
Tasse  
gelben  
zum I  
aber n  
es oft,  
tat es  
Seele  
leisten  
des fr  
selbst  
besorg  
Gefüh  
ersten

Grau glaubte durch Schelten ihn im Haus und zur Arbeit zu halten; aber das bewirkte das gerade Gegenteil. Anfangs scheute man sich nicht vor Benigna des heftigen Streites, als sie aber einmal sagte: „Mein Mann ist in der weiten Welt, vielleicht schon tot. O, wie verflucht ist euch, daß ihr, solange ihr noch am Leben und beieinander seid, euch nicht in Güte beistellt!“ — als sie das und noch mehr sagte, trat eine gewisse Scheu vor ihr ein.

Korbhans hatte noch eine Werkbank im Haus, an der er ehemals allerlei hölzernes Geschirr, besonders Kochlöffel und Spindeln geschnitzt hatte. Jetzt wurde die Werkbank wieder hergerichtet, und er saß daran arbeitend und unterbielt sich dabei oft mit der spinnenden Benigna. Auch die Frau ging jetzt zufriedener aus und ein und brachte sogar Benigna manchmal außer der Zeit eine Tasse Kaffee, der war freilich nur aus gebrannten gelben Rüben bereitet, aber doch ganz angenehm zum Annezen. Die größte Verwandlung war aber mit dem Kinde vorgegangen. Benigna hat es oft, ihr diesen oder jenen Dienst zu leisten; es tat es zuerst widerwillig, dann aber trat in die Seele das Vergnügen, einem andern etwas leisten zu können, das sich allmählich zum Gefühl des freien Wohltuns steigerte. Babi kam von selbst und bot Benigna an, ihr dies oder jenes zu besorgen, sie da und dort hinzuführen, und das Gefühl brängte sich in dem Kinde auf, daß da zum ersten Male ein Mensch war, der in Güte und

Sorgfalt seiner achtete. Benigna hörte dem Kinde seine Schulaufgaben ab, sie verstand besonders gut zu rechnen, und hatte auch noch gute alte Sprüche im Kopf und Lieder in Menge.

Der Schulmeister kam und berichtete, daß die kleine Babi allmählich zu den besten Schülerinnen aufsteige.

So ging der Winter herum, so schnell und so gut, wie lange keiner. Im Frühling, als die Weiden von Saft durchflossen waren, lernte Benigna das Handwerk des Korbflechtens, sie begriff es schnell, und mit ihren gewandten Fingern verstand sie, bald zierliche Körbchen zu flechten, ja die Stidmuster, die sie noch im Kopfe hatte, halfen ihr zur Verschönerung, die der Ware sehr guten Absatz verschaffte. Die Frau des Korbhans wollte jetzt immer nur das Glück preisen, daß man Benigna im Hause hatte; aber Hans wehrte ab, man müsse das nicht kundgeben, sonst werde sie den vergrabenen Schatz nicht anzeigen, und je eher man den habe, umso besser. Er und seine Frau spielten oft den geheimen Schatz an; Benigna lächelte darüber und beim Lächeln nahm ihr Gesicht einen seltsamen Ausdruck an. Benigna war aber klug genug, den geheimen Schatz nicht abzuleugnen, denn sie wußte, daß das ihre Herbergsleute noch viel geschmeidiger machte.

Sie hielt das Kind dazu an, in der Ernte fleißig Ähren zu lesen, auch zum Holz sammeln ging sie mit in den Wald. Hans führte sie oft



Wer bist du? Von Glinzer.

nach dem Haselberge. Er hoffte immer und immer, daß sie ihm die Stelle bezeichnete, wo sie den Schatz vergraben, aber sie ging nie darauf ein; er konnte indes die schwerste Fuhr auf den Karren laden, sie stellte sich hinten an und schob so mächtig, daß der vorn eingespannte Hans nichts zu ziehen hatte.

So wurden im Sommer Ahren und Holz gesammelt, und es war von allem eine Fülle im Haus, wie sonst nie. Aber das Beste war doch, daß ein Friede war, den man früher nicht gekannt hatte; er nährte und wärmte noch mehr als das Brot und das Feuer. Die Ahren, die Babi gesammelt hatte, brosch Benigna in der Scheune immer allein aus, und das Kind wurde in seinem Eifer und seiner Sorgfalt immer größer und emsiger. Als die Nachricht kam, daß seine Mutter gestorben sei, tröstete es Benigna tagelang. Endlich sagte sie:

„Du könntest mir eine Liebe tun.“

„Was, soll ich dir wohin gehen?“

„Nein, heiß mich von heute an Mutter. Willst du?“

„Ja, ja, Mutter!“

Zum ersten Male küßte Benigna die kleine Babi, und von nun an hieß sie Mutter.

So lebte nun Benigna im Hause des Korbhans schon ins siebente Jahr.

Es war im hohen Sommer

Da kam die Straße herauf ein Mann, groß und stattlich, mit schneeweißem Haar. Er trug in einer sogenannten Kraxe eine schwere Last auf dem Rücken, es waren Sensen. Nicht weit von dem Hause des Korbhans an einer niederen Gartenmauer stellte er die Last ab, legte die Sensen aus und ließ sie erklingen. Sie tönten gut, und der Mann sagte in fremdländischem Dialekt zu einigen, die in der Mittagshitze vom Felde heimkehrten, das seien echt steierische Sensen; er zeigte das eingegossene Zeichen einer Fabrik in Loeben. Er erhielt zur Antwort, daß, wenn er hier über Nacht bleibe, er heut abend oder morgen am Sonntag früh wohl von seiner Ware absetzen könne. Die Leute gingen vorüber, der Mann stand an das Mäuerchen gelehnt und starrte mit dem einen Auge gar seltsam drein; das andere Auge war mit einem schwarzen Lappen verbunden. Da hörte er den einsamen Schlag eines Dreschflegels droben im Haus des Korbhans.

Nichts trauriger als einen einsamen Drescher zu hören, oder noch trauriger ist's, einsam zu dreschen; denn der Gleichschlag der Mitarbeitenden bewegt und erleichtert die Arbeit, der einsam Dreschende aber muß sich bei jeder Hebung neu und mit anstrengter Kraft dazu bestimmen.

Ein-barfüßiges Mädchen von etwa 13 Jahren, mit glühendem braunen Antlitz und hellen Augen kam mit einem Bündel geleseener Ahren die Straße herauf und wollte den Fußsteig abseits nach dem Hause des Korbhans hinaufgehen. Da rief es der Fremde an und fragte:

„Wer brischt da einsam?“

„Eine verlassene blinde Frau,“ erwiderte das Mädchen.

„Wie heißt sie?“

„Benigna.“

Das Kind ging mit seinem Ahrenbündel den Berg hinan, der Fremde legte seine Sensen zusammen, die erklangen von selbst, denn seine Hand zitterte. Nachdem er alle Sensen zusammengepackt, ging er auf den Weg nach dem Häuschen. Jetzt trat Benigna aus der Scheune und fragte in die leere Luft hinein:

„Wer hat mich gerufen?“

Der Fremde stand starr und hielt den Atem an. Da Benigna keine Antwort erhielt, ging sie wieder zurück in die Scheune und brosch weiter.

Der Fremde kehrte um, nahm die Kraxe auf den Rücken und ging hinein ins Dorf; im Wirtshaus zum Lamm kehrte er ein und fragte, ob er Nachtquartier bekommen könnte; er packte aber seine Sensen heute nicht mehr aus, er saß hinter einem Schoppen Bier, aber die Rücken tranken mehr davon als er.

Als es Abend geworden war, ging er das Dorf hinaus durch die Felder bis zur Haselhöhe. Dort saß er, bis es Nacht geworden. Er kam ins Dorf zurück und verkaufte dem Lammwirt zwei Sensen und hörte, daß er viel abgesetzt hätte, wenn er zum Feierabend dagewesen wäre.

Als es schon Zeit zum Schlafengehen war, wanderte der Mann noch einmal ins Dorf hinaus und draußen beim Häuschen des Korbhans saß er hinter der Hecke an der Wiese, und hörte, wie Benigna zu Babi sagte:

„Morgen gehe ich nicht mit in die Kirche, ihr müßt aber alle gehen und mich daheim lassen; morgen muß ich allein sein und allein denken...“

Der Fremde zuckte zusammen, als er das hörte.

„Stehen viel Sterne am Himmel?“ fragte Benigna nach geraumer Weile.

„Ja, gewiß, Millionen viel! O Mutter, wenn ich nur machen könnte, daß du sie auch siehst!“

Hans rief aus dem Fenster, daß Benigna und Babi schlafen gehen sollen, es sei schon sehr spät.

Die Haustüre öffnete und schloß sich, der Fremde saß noch lange an der Berglehne, erst als es Mitternacht vom Kirchturm schlug, ging er hinein ins Dorf und suchte seine Schlafstätte auf.

Ein heller Morgen brach an. Der Fremde hatte vor der Kirche noch guten Erlös, denn es war bekannt geworden, daß er die besten Sensen zu verkaufen habe und sie billig ablasse.

Er warf oft auf die Männer, die ihm abkauften seltsame Blicke aus seinem einen Auge und stußte, wenn er bald diesen, bald jenen Namen hörte.

Es wurde zusammengeläutet, die Leute gingen zur Kirche, auch der Fremde ging dahin. Er wartete an der Tür, bis das ganze Dorf an ihm vorübergegangen war.

Ma  
Kirche  
ging  
gerau  
Kreuz  
sich  
Hau  
Er  
sßen.  
melte  
die  
aus  
„D  
noch  
nur  
Denk  
hab'  
Welt,  
Mens  
könnt  
dir k  
dir; i  
nur  
stößt,  
und  
nicht  
mir i  
De  
stürm  
„P  
beine  
weni  
nicht  
Di  
und  
schwa  
schrie  
„D  
das?  
„M  
du b  
Kom  
heim  
verla  
reden  
„B  
Beni  
Jo  
verla  
„I  
fassen  
stürz  
was  
bring  
Di  
kein  
Be  
ihren  
Je  
Ende

Als droben die Glocken verklangen, in der Kirche die Orgel ertönte und der Gesang begann, ging er leise nach dem Kirchhof und stand eine geraume Weile bei einem Grabe, daran das Kreuz eingesenken war. Der Fremde wendete sich und ging mit raschen Schritten nach dem Hause des Korbhans.

Er sah Benigna auf der Bank vor dem Hause sitzen. Sie hielt die Hände gefaltet und murmelte leise Gebete vor sich hin. Jetzt faltete sie die Hände auseinander, streckte die Arme weit aus und rief:

„O Jörg, wenn ich nur das eine wüßte, ob du noch lebst oder ob du tot bist. Und ist's denn nur möglich, daß du mir kein Zeichen gibst? Denkst du denn gar nicht mehr an mich? Ich hab' gebüßt, mehr als je ein Mensch auf der Welt, und ich hab's verdient, mehr als je ein Mensch. O, wenn ich dir nur noch einmal sagen könnte: verzeihe mir. Wenn ich im Himmel zu dir komme und dir's sage, stoß mich nicht von dir; ich habe die Hölle schon hier und ich will Gott nur bitten, daß er dich nicht auch in die Hölle stößt, denn du hast gewiß auch genug gelitten, und du hast recht getan, aber doch hart — nein, nicht hart, du hast recht getan. — Jörg, verzeih mir im Himmel und auf der Erde!“

Der Fremde konnte sich nicht mehr halten; er stürmte vor und rief:

„Benigna, da bin ich, da lieg ich und halte deine Füße umklammert; vergib du mir auch, wenn ich dir vergebe. Benigna, kennst du mich nicht mehr? Meine Stimme nicht mehr?“

Die Alte war erstarrt; jetzt richtete sie sich auf und tastete Jörg über das Gesicht, als sie die schwarze Binde berührte, fuhr sie zurück und schrie:

„O Jörg, du bist's, deine Stimme, was ist denn das?“

„Mir hat ein Feuerfünkeln das Auge verbrannt, du bist blind, aber ich kann doch noch sehen. Komm mit mir, komm, ehe sie aus der Kirche heimkehren. Ich hab dich einmal verlassen, jetzt verlaß du alles! Komm, hier können wir nicht reden, und ich hab' dir soviel zu sagen.“

„Wenn ich nur noch weinen könnte,“ jammerte Benigna.

Jörg drängte immer mehr, daß sie das Haus verlasse, sie stand auf und folgte mit großer Kraft:

„Ja, ich gehe mit dir. Ich will deine Hand fassen, die mich erhört. Tu mit mir, was du willst; stürz mich vom Felsen, stoß mich ins Wasser, mach, was du willst, ich gehe mit dir, wohin du mich bringst.“

Die beiden saßen beisammen und konnten kein Wort weiter reden.

Benigna hielt die raube Hand des Mannes an ihren Mund.

Jetzt hörten sie das Zeichen, daß die Kirche zu Ende sei.

„Komm wir wollen fort, ehe die anderen Menschen kommen,“ drängte Jörg.

Unter dem Geläute der Glocken gingen sie die Straße hinunter, in einen Feldweg hinein und dann nach der Anhöhe mit den Haselstauden.

„Ich hab' dich hierher geführt an den Ort, den ich seit dreißig Jahren immer vor mir gesehen habe, im Wachen und im Schlafen immer. Jetzt sprichst du nicht, jetzt laß mich erzählen,“ begann Jörg. „Du hast getan, was schrecklich ist und ich hab' getan, was das Schrecklichste ist auf der Welt. Du hast das Alter verhöhnt und hast selbst ein verhöhntes Alter haben müssen, millionenmal ärger.“ Benigna stöhnte. „Nein, das hab' ich dir ja nicht sagen wollen,“ wüthete Jörg, ihr mit der linken Hand über das Gesicht tastend. „Ich habe Rache genommen, aber die Rache ist das Schwerste auf der Welt; da gib't keine Wage, darauf man's wiegen kann. Ich hab's mit mir geschleppt durch die weite Welt, ich bin gewandert bis in die Türkei hinein, und dann bin ich zurückgekommen und bin gewandert bis nach Polen und Rußland, und dann bin ich übers Meer und bin wiedergekehrt. Ich hab' gearbeitet, daß mir die Glieder fast lahm geworden sind, und hab' doch keine Ruhe bekommen. Jetzt bin ich seit zehn Jahren in Steiermark und jetzt sind's vier Monate, da ist mir ein Feuerfünkeln ins Auge gesprungen und da bin ich gelegen und habe mich besonnen, daß ich gemeint hab, ich muß verrückt werden; es hat mir im Kopfe gebrannt und im Herzen, und ich hab gemeint, ich muß vergehen, und das Einzige hab ich immer vorausgesehen, wie ich dir das Licht aus der Hand geschlagen und wie ich über die Straße hinweggeschritten bin, wo das Licht aus dem Fenster herausgeschienen hat. Genug! Da hab ich geschworen, wenn ich gesund werde, gehe ich und such dich und will dir verzeihen, und will dir Gutes tun mein Leben lang, was ich kann. Den Lappen über dem Auge muß ich noch tragen, aber mein Auge ist noch gut und es war gut dazu, daß mich die Leute nicht erkannten. Wenn ich dich nur wieder lebend machen könnte! So, jetzt bin ich da, und die paar Jahre, die wir noch zu leben haben, wollen wir einander erleichtern; es muß alles vergessen sein, es muß sein, daß auch auf Erden wieder alles gut sein kann. Nicht wahr, du gehst jetzt mit mir und bleibst bei mir.“ Benigna warf sich an seinen Hals und umschlang ihn heftig.

„Wir lebren nicht mehr ins Dorf zurück, wir brauchen von niemand Abschied zu nehmen und uns zu bedanken, es braucht niemand zu wissen, was aus uns geworden ist, im Argsten kann uns doch keiner helfen. Ich laß ihnen meine Eenseln und laß du ihnen, was du hast, ich hab Geld genug bei mir, ich hab mir ein Schönes erpart und hab Arbeit und einen guten Herrn in Steiermark; da wollen wir beisammen sein, bis der Tod uns streckt.“

Benigna stimmte bei, daß sie mit Jörg wandere, wobin er sie führe. Sie klagte nur, daß sie die Leute, die ihr soviel Gutes getan, so heimlich und undankbar verlassen sollte, und besonders beammerte sie, daß Babi, die sich an sie gewöhnt hatte, wie ihr eigen Kind, nun wieder verlassen sei und wieder verstoßen in der Welt herumlaufen und der Verführung preisgegeben sein sollte.

Endlich willigte Jörg ein, daß man wenigstens noch in das Haus des Korbhans gehe. Kaum hatten sie sich darüber geeinigt, als man Stimmen hörte und die Worte:

„Dort ist sie und der Sensenhändler ist bei ihr.“  
Korbhans und seine Frau und Babi, die Benigna gesucht hatten, kamen auf die Haselhöhe, und sie konnten sich lange nicht von Staunen erholen, als sie hörten, wer der Sensenhändler sei. Sie willigten dann gerne in die Bitten der Babi, daß sie mit Benigna ziehen dürfe.

Nachdem man sich endlich von Staunen erholt und Ruhe eingetreten war, fragte Hans:

„Jetzt sag' mir ehrlich Benigna, hast du den Schatz, den du vergraben hast, bereits gehoben?“

„Ich habe nie einen gehabt,“ erwiderte Benigna.

„Aber du hast uns doch einen gegeben,“ erklärte die Frau, „wir sind jetzt gottlob in Frieden und Wohlstand.“

Alle zusammen kehrten nun wieder ins Dorf zurück oder eigentlich nur ins Haus des Korbhans,

das das letzte im Dorfe war, so daß man sich vor niemand zu zeigen brauchte; denn darauf bestand Jörg. Aber er besann sich doch noch eines Besseren; Babi mußte den Bürgermeister holen, und unter dem Gelöbniß, daß er schweige, bis sie fort seien, übergab ihm Jörg eine namhafte Summe, die er der Gemeinde zurückerstatten sollte für den Unterhalt seiner Frau.

„Recht so,“ rief Benigna, recht so! Bist dein Lebtag ein stolzer Mensch gewesen, ein ehrenhaltiger Mensch! Recht so!“

„Das auch,“ sagte Jörg, „aber alles, was Schulb heißt, ist jetzt glatt und eben und quittiert.“

„Das ist noch besser,“ stimmte Benigna bei. Als es Nacht war, holte Jörg seine Sensen, und während wieder Millionen Sterne am Himmel standen, wanderte er mit Benigna und Babi das Tal herab an der ruhigen Hammerschmiede vorbei und weiter gings bis zum schönen Land Steiermark. Nicht weit von dem schönen Städtchen Loeben an der Mur, über der Bergwiese am Walbestand steht ein kleines Häuschen. Dort sitzt eine blinde Alte bei einem schönen Mädchen auf der Bank vor dem Hause, wenn es Abend wird, kommt Jörg von der Schmiede herauf und gibt Benigna und der Tochter die Hand.

Nach vieler und entseßlicher Mühsal ist jetzt ein glückliches Leben noch einmal aufgegangen für Jörg und Benigna, und sie freuen sich dessen bis auf den heutigen Tag.

### Ostern.

Wiß stürzt der Bergbach schäumend sich ins Tal,  
Es glüht und gleißt der Morgensonne Strahl.  
Die schlanken Tannen auf des Schwarzwalds Höh',  
Sie schütteln sich vom Haupt den Winterschnee.

Hörst du den Wind, der talwärts brausend zieht?  
Er singt ein klanggewaltiges Auserstehungslied  
Und treibt des Himmels Wolken schnell nach Norden hin,  
Indes an Bergeshängen die ersten Veilchen blüh'n.

Natur! Du sprengst die Ketten, trittst aus dunkler  
Nacht hervor.  
O Menschenherz, jetzt öffne du auch Thür und Thor!  
Wach auf aus deiner starren Winterruh!  
Der Heiland lebt, jetzt leb' auch du!

Süßseliges Hoffen wandert durch die Welt  
Und Osterglocken jauchzen übers Feld. —  
Entringe dich von jeder Sorg' und Plag!  
Wach auf! 's ist heil'ger Oftertag.

H. Schwär.

Gegenseitigkeit. Fräulein (die beim Singen von einem auf dem Hof konzertierenden Dreborgelspieler gestört wird): „Hier Anna, geben Sie dem Mann fünf Pfennig, nur daß er aufhört!“ — Dienstmädchen: „O, Fräulein, der hat mir schon 10 Pfennig geboten, wenn Sie aufhören!“

Schlau. „Du Alte, jetzt hab' i aber die Eisenbahner schön ang'schmiert! D' hab' mir a Retourbillet g'nomma, bin aber net retour g'fahr'n!“

### Die schlechte Ehe.

Abraham a Santa Clara, der berühmte Kanzelredner und Humorist, geboren in Kreenheinstetten bei Meßkirch, schildert ein unzufriedenes Weib also:

Will er sauer, so will ich süß;  
Will er Mehl, so will ich Grieß.  
Schreit er hu, so schrei' ich ha,  
Ist er dort, so bin ich da.  
Will er essen, so will ich fasten,  
Will er gehen, so will ich rasten.  
Will er recht, so will ich links.  
Sagt er Spas, so sag ich Hint.  
Ist er Suppe, so eß' ich Brocken,  
Will er Strümpfe, so will ich Soden.  
Sagt er ja, so sag' ich nein;  
Trinkt er Bier, so trin' ich Wein.  
Will er dies, so will ich das;  
Singt er Alt, so sing' ich Bas.  
Steht er auf, so sitz' ich nieder,  
Will er hi, so will ich hott.  
Das ist ein Leben, erbarm es Gott!“